

Christel.

Erzählung von Maria Schelper.

Christel war teilweise das Entzücken und zum anderen Teil das Entsetzen des Hauses Lindenstraße 17. Ihr sonnenblondes Köpfchen, ihre leuchtenden Blauaugen und ihr munteres Gesichtsmägen machte alle Leute, die ihr begegneten, in sie verliebt, aber Christel hatte einen Fehler — sie sang! Sie sang die wildsten, selbstverfundenen Melodien mit überlauter Stimme in den höchsten Tönen, und zwar immer im Treppenturm des Hauses Lindenstraße 17. Und nicht alle Hausbewohner hatten die Mitte und Ergebung von Fräulein Lotte Hein, die im Parierre den kleinen Bugladen betrieb, und die dem fangestützigen Ding dann wohl zurief: „Singe! Du aber kein Christel!“ — Nein — es gab Menschen im ersten Stock und in denen darüber, die knallwütend über Christel wurden. Der alte Major sah oft seine Korridortür auf und schrie erbost: „Was schreist Du denn schon wieder, Du schrecklicher Weibschaff?“ Aber der Schelm schüttelte fastmütig seine Locken: „Ich schreie ja gar nicht, ich singe ja bloß so fein.“ Und dann zog der Alte sich brummend zurück.

Heute sang Christel wieder mit lauter, überzeugender Stimme ein Schlummerlied für ihre einsamige Puppe Susi, und der hohe taube Treppenturm gab die Töne mit empfindlicher Geschicklichkeit in verjüngter Klangfülle wieder. Keine Mutter mischte sich mit vorwurfsvoller Stimme in dies Konzert, denn die war mit der schwarzen Ledertasche zum Markt gewandert und vermuete ihre Tochter in dem Pustbüchsen von Fräulein Hein, aber das hatte Christel längst mit reichgefüllten Taschen verlassen. Auch der Major unterbrach die Kunstübungen heute nicht mit einem heiligen Donnerwetter, und die Puppenmama sang lauter und lauter und höher und höher.

Aber jetzt öffnete sich im zweiten Stock eine Tür und eine ovorwiesvolle, tiefe Männerstimme rief halblaut „Christel!“ zu dem Blondkopf herab.

„Ja!“ gab die Sängerin fröhlich zur Antwort, aber oben zog man die Tür nur leise wieder ins Schloß.

Nun überlegte Christel ein Weilchen, nahm ihren Gesang nicht, wußte aber ihre Puppe wieder auf und strom mit ihrer geliebten Susi ins zweite Stockwerk hinan. Dann bummelte sie laut und anhaltend an die Tür, zuerst ergebnislos, doch endlich kam man, um zu öffnen.

Es war Herr Weichardt, der mit klaffen, überwachten Gesicht in der Tür stand, ein guter Freund, der ihr oft prächtige Kellamarken mitgebracht hatte.

Jetzt sah er erschrocken und ein wenig verständnislos auf das Kind und fragte mit müder Stimme: „Was willst Du denn, Kleine?“

Die hob die strahlenden Blauaugen zu ihm empor.

„Du hast mir ja gerufen,“ sagte sie lächelnd.

„Ja? Nein!“ Herr Weichardt schüttelte den Kopf.

„Doch!“ rief Christel. „Du hast mir doch gerufen und nun kommst Du mich besuchen!“ und energisch drückte sie ihren schlanken Kinderkörper an dem jungen Mann vorbei und erzwingte sich den Eingang.

„Ich kann Dich aber gar nicht brauchen,“ sagte der Herr, wider Willen ein wenig lächelnd.

„Ach, doch!“ meinte Christel beglückend, „ich erzähl Dir was, oder ich bin auch ganz artig.“

„Na, schön,“ lachte Herr Weichardt, „dann komm ein Weilchen, kleiner Dackel!“ und freudig nahm er seinen kleinen Gast an die Hand und ging mit ihm in sein Zimmer.

Christel war sehr vergnügt. Sie ging gern auf Besuch, und kaum hatte der blasse Herr Weichardt sich hingelegt, so hetzte sie unternehmungslos auf seine Knie und streichelte sein Gesicht.

„Bist Du krank, Onkel?“ fragte sie zärtlich und lehnte ihren Blondkopf an seine Schulter.

„Nein, nein, mein Kind, ich bin nicht krank.“

„Bist Du denn traurig, Onkel?“ forschte sie weiter und streichelte ihn wieder.

Die zärtlichen Kinderhände taten Fräulein Lotte wohl und weh zugleich, und er mußte ein paar herausdringende Tränen mannhast hinunter schlucken.

„Traurig bin ich — ja, Christel!“ — er senkte tief auf und deutete sein Gesicht in die weichen, düstigen Kinderhaare — sehr, sehr traurig.

„Wacht nicht!“ sagte das zärtliche kleine Ding vorwurfsvoll, „was hast Du denn?“

„Geld fehlt mir, kleine Christel, viel, viel Geld.“

Das kleine Mädchen machte große Augen.

„Wohin geht das Geld? Woher? Du, Onkel, warum brauchst Du doch nicht traurig sein? Wacht hat auch kein Geld, weil sie das hat, auch kein Geld, und wir hat.“ — und Kinder

losten doch viel Geld!“ sagte sie allmählich hinzu, „und Du hast doch nicht mal Kinder!“

„Nein,“ sagte er, durch das lebhafteste Geplauder ein wenig von seinem Kummer abgelenkt, „Kinder habe ich nicht.“

„Na also! Du bist ja auch noch so jung, Du hast ja noch nicht mal ein Bär. Und auch keine Frau — wenn Du eine Frau heirätet, wirst Du auch schon Kinder kriegen.“

Herr Weichardt senkte und ließ die Knie von seinen Knien gleiten, um seinen Kopf in beiden Händen vergraben zu können. Das Kind beschäftigte sich ein wenig mit einer illustrierten Zeitung, die auf dem Schreibtisch lag, kam aber dann wieder zu ihm zurück.

„Onkel, sei doch nicht so traurig wegen das alte Geld! Fräulein Hein unten in ihrem Bugladen hat so viel, soll ich von da welches raufholen? Die gibt Dir welches. Die ist gut. Die schenkt mir immer so 'ne viele Menge Puppenlappens.“

Der junge Mann zog das Mädchen gerührt näher und strich ihm zart über den Blondkopf.

„Du gutes, kleines Ding, Du!“ sagte er leise. „Du Englein Du, mir kann niemand mehr helfen, nicht mal Fräulein Hein!“

Aber Christel nickte energisch. „Doch, Du! Die hat ja so 'ne viele Menge Geld geerbt, von ihrem Großvater, der ist gestorben schon lange. Da drüber hat er gewohnt, und denn haben sie ihm in eine große Schachtel gepackt, und denn haben sie viele Blumen und Kränze drauf getan, und denn haben sie ihm nach dem Kirchhof gefahren. Und nun ist er tot und all sein Geld hat er Fräulein Hein geschenkt und das heißt dann geerbt.“

„So?“ sagte Herr Weichardt, über diese traurige Geschichte nun doch ein wenig lächelnd, weil sie gar so drolig vorgetragen ward, „nun, da hat Christel wohl sogar ein bißchen weinen müssen über den Tod des alten Großvaters?“

„Ja,“ sagte es schnell, „wenn Du nicht.“

„Und wenn ich nun tot bin, wie denn Christelchen da auch weinen?“

Nun sah das Kind aber ganz erschrocken aus.

„Ja,“ sagte es schnell, „wenn Du sterbst, dann weine ich auch, aber Du bist ja nicht krank — oder — aber doch?“ Und ängstlich sah sie zu ihm auf, doch als sie ihn lächelnd sah, beruhigte sie sich bald wieder, sie wußte ja noch nicht, daß auch Trauer und Hoffnungslosigkeit ihr Mädchen haben.

Und als Herr Weichardt nun auffand, sich redete und dann zum Schreibtisch ging, sagte er mit zögerlicher, fester Stimme: „Nein, Christel, ich bin nicht krank, aber ich habe wunderschöne neue Kellamarken, die geb' ich Dir, und dann mußt Du hinuntergehen!“

Während er nun noch danach suchte, schickte Christel ihre kleine weibliche Reuther an den anderen Sachen auf dem Schreibtisch.

„An wen schreibst Du da, Onkel?“

„An meine Mutter, Christel.“

„Warum denn?“

„Nicht so viel fragen, Kind,“ lenkte Fräulein Weichardt ab und suchte weiter.

„Nein,“ sagte Christel, aber in seltenen Augenblick war das Versprechen vergessen, denn sie hatte etwas wunderschön Blantes unter einer Zeitung entdeckt.

„Was ist denn das, Onkel?“ Und sie hielt ihm in ihren unschuldigen Händen ihren Fund entgegen.

Fräulein Weichardt wurde erschrocken. Ein schwarzgeladener Revolver in Kinderhand. — Mit raschem Griff entriß er ihr die gefährliche Waffe und schloß auf, als sei er tödlich getroffen.

„Um Gottes Willen, Christel, Kind — Kind —“

Die Kleine begriff seine Aufregung natürlich nicht. — Das ist ein kleines Schießgewehr. Onkel, nicht wahr? Was willst Du damit spielen, Onkel?“

Der „Onkel“ gab keine Antwort, er schloß die Waffe sorgfältig fort für heute war's zu spät — der Mut zu dem schwersten Schritt war verloren — für heute — durch die irdische kleine Mädchen! — Und da lagen auch die Kellamarken.

„Hier, Christel,“ sagte er achselzuckend, „hier sind sie endlich — nun lauf aber auch —“

Und Christel ging, noch einen fröhlichen Dank und einen reizenden kleinen Knicks.

Sie ging auf direktem Wege zu Fräulein Hein, denn sie mußte ihr doch die wunderschönen neuen Kellamarken zeigen, und da machte es sich ganz von selbst, daß Christel ihr von der Unterhaltung mit Herrn Weichardt Mitteilung machte, fast wortgetreu berichtete das kleine Mädchen, sie verzog auch nicht, von dem kleinen, furchtbar niedlichen Schießgewehr zu erzählen — und Fräulein Hein, die den blauen, jungen Herrn im zweiten Stock ein wenig kannte, machte sich im Herzen ein ganz richtiges Bild von der Gemütsverfassung des jungen Mannes, der

einen geladenen Revolver auf seinem Schreibtisch liegen hatte.

Fräulein Lotte Hein war ein frisches, unerfahrenes Mädchen, das dem Leben fest ins Auge faß, und so wußte sie auch sofort, was sie nun zu tun hatte. Sie wartete nur, bis Christel von ihrer Mutter geholt wurde, dann übergab sie ihrer Zante die Waffe über das kleine Geschäft, hand sich noch ein nettes weißes Schleichen um den Hals und ging dann mit einigem Herzklopfen die beiden Treppen zu Herrn Fräulein Weichardts Wohnung empor.

Sie läutete gleich Sturm, denn sie überlegte ganz richtig, daß er dann im ersten Schred öffnen würde.

Und richtig! Der junge Mann erschien mit klaffen, erschrockenen Gesicht an der Korridortür. Fräulein Hein sah er Fräulein Lotte Hein an, aber die sagte mit recht gleichmütig freundlichem Gesicht: „Ich möchte zu Ihnen!“ — Und da mußte Fräulein Weichardt den ersten Damenschuß seines Lebens in sein Zimmer dauen.

Nun war Fräulein Hein zwar drinnen, doch nun hieß es, einen Anfang der sonderbaren Unterhaltung finden, und das junge Mädchen ward ein wenig verlegen und sah Herrn Weichardt einen Augenblick ohne zu sprechen an.

Er bot ihr einen Stuhl an, und Lotte merkte wohl, daß eine qualvolle Unruhe und Angst in dem jungen Menschen lebte, und rief all ihren Mut zusammen. Sie streckte ihm die Hand entgegen und rief fröhlich aus: „Nicht wahr, Herr Weichardt, so eine aufbringliche Dame, die sogar auf Ihre Bude steigt, haben Sie wohl noch nicht kennen gelernt — aber Sie sind mir doch nicht böse?“

„Nein, mein liebes Fräulein, aber gar nicht, doch möchte ich wohl wissen, womit ich Ihnen dienen kann.“

„Lotte lachte ein mädchenhaft verlegenes und doch bescheidenes Lachen. „Sie können mir heute leider mit nichts dienen — aber ich möchte Ihnen dienen. — Ihnen helfen. Wieder Herr Weichardt, wir sind Hausgenossen,“ fuhr sie fort, indem sie sich endlich setzte und ihm gleichzeitig einen Stuhl zuzog. — „Und Sie dürfen mir nicht zürnen, weil eine Fremde Ihnen heute Hilfe bietet. Die kleine Christel hat geplaudert, das ist so Kinderart, und ich habe mir einen kleinen Roman zurechtgemacht, wo Rot, Sorgen, auch ein wenig Leid und Schuld eine Rolle spielen. Wenn ich mich herindränge, so tue ich es, weil ich helfen möchte, wenn das mit ein paar tausend Taler zu machen geht. Und wenn ich helfen, durchaus helfen will, helfen muß, so ist es, weil ich einen Bruder in Ihrem Alter verloren habe, der um leidige hundert Taler zur Pflote griff. Meine Mutter ist an dem Grab zugrunde gegangen, mein Vater ist ein verbitterter Sonderling geworden — nach jenem Tage, und ich bin einsam und freudlos durch ich geblieben.“

Der junge Mann hatte schweigend mit gesenktem Haupte zugehört; jetzt hob er den Blick und sah sie mit seinen traurigen, dunklen Augen an.

„Fräulein Hein,“ sagte er mit leiser, müder Stimme, „Sie sind so gut und hilfsbereit — aber wenn Sie wähten —“

„Aun?“ fragte Lotte aufmunternd, „wenn ich was wüßte!“

„Doch ich — das ein Dies —“

„Lotte legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm.“

„Wollen Sie mir nicht alles erzählen? Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, da müssen Sie Ihre Herz erleichtern, ich weiß, daß Sie kein böser Mensch sind, aber ich möchte alles verstehen können. Wir sind uns fremd, wenn Sie wollen, leben wir uns niemals wieder, Sie nehmen eine andere Wohnung, und was ich von Ihnen hören soll, ist vergeblich und vergessen.“ Und mit einem herzlichen, freundlichen Lächeln streckte sie ihm die Hand hin.

Fräulein Hein sah mit einem dankbaren Blick und drückte einen Kuß darauf.

„Ich habe einen Freund, Fräulein Hein, aus der Schulzeit her, dessen Eltern meiner verwitweten Mutter viel Gutes getan haben. Er ist Offizier und ich, der arme Buchhalter, ich war sehr auf diesen Beruf, lebe seit einem halben Jahre schon etwas über meine Verhältnisse und habe Schulden gemacht. Aber die sind zu ertragen — es kam schlimmer. Eines Tages stürzte Hans zu mir ins Zimmer, behielt mir, daß er Elternschulden habe, daß ihm nur die Wahl bleibe, Regel oder Gefängnis — und ich — ich — habe die Kaffe angegriffen, die ich zu verwalten habe — um diesen zu können —“

„Und —“ fragte Lotte atemlos — „und Sie wurden entsetzt?“

„Das bleibt für morgen, Fräulein, morgen kommt der Ober zurück. Und wenn die Christel heut nicht gekommen wäre, so wäre schon alles vorbei.“

„Ja,“ sagte Lotte Hein leise mit zuckendem Mund, „als ich dieser Mensch wären Sie in den Augen der Welt gehalten, und Ihre Mutter —“

„Meine Mutter!“ rief Fräulein Hein. „Ich will nicht, daß Sie wissen, daß ich die alte Frau — aber meine Schuld geben und im

Gefängnis büßen — das geht über meine Kraft.“

„Und Ihr Freund, Herr Weichardt, der all dies Unglück über Sie brachte — der läßt Sie im Stich?“

„Der hat vor einer Woche die Stadt verlassen, er hat vier Wochen Urlaub nach Tirol beantragt, ist aber in dem Bojener Hotel, wohin ich die Briefe adressieren sollte, nicht angekommen, ich habe vergebens telegraphiert und telephoniert.“

Aufgeregt sprang Fräulein Weichardt vom Stuhl auf und rief ein paar mal durchs Zimmer.

„Und ich sehe keine Hilfe, keinen Ausweg, nur den einen — schrecklichen —“

Doch wie ein fremdlicher Friedensbote trat Lotte Hein lächelnd zu dem aufgeregten jungen Menschen.

„Nun aber bin ich gekommen, um zu helfen. Lieber Herr Weichardt, sagen Sie mir die Summe, und noch heute abend ist sie in Ihren Händen. Mein Großvater hat mir zehn-tausend Mark hinterlassen — und sie fügte etwas ängstlich hinzu: „Wird die Summe wohl reichen?“

Fräulein Weichardt starrte seine Retterin ungläubig an.

„Ich brauche nur zweitausend Mark,“ sagte er leise, wie im Traum, „und diese große, ungeheure Summe wollten Sie, die Fremde, mir wirklich leihen?“

„Gerade weil ich Ihnen fremd bin, dürfen Sie das Geld nehmen. Sie hören es heute abend von mir, gegen Schuldschein, wie es sich gehört, und Sie zahlen ab, ganz geschäftsmäßig, wie es Brauch ist. Und nie dürfen Sie sich mir gegenüber verpflichtet fühlen — wir bleiben uns Fremde wie bisher.“

„Nein,“ fuhr nun aber der junge Mann dazwischen, „auf alle Bedingungen will ich eingehen, aber meiner Lebensretterin fremd bleiben, nein — Fräulein Lotte, das dürfen Sie nicht verlangen!“ Und alle Trauer und aller Kummer war aus seinem Antlitz verschwunden, wie er Lotte Hein tief in die Augen sah.

Das kleine Fräulein erwiderte vor Freude, und als er ihre die Hand entgegenstreckte mit der Bitte um gute Kameradschaft, schlug sie fröhlich ein.

Christel aber sang im Treppenturm ein Lied mit qualvoll lauter und beängstigend hoher Stimme.

Die „Weiberzucht“.

Einen der merkwürdigsten Fastnachtsbräuche, der uns noch in verschiedenen Gauen Deutschlands begegnet, stellt die sogenannte „Weiberzucht“ oder „Weiberfastnacht“ dar. Die Frauen beanspruchen an dem Tage der Weiberzucht die Vorrrechte, die sonst die Männer ausüben, wie den Wirtschaftsbefehl u. s. w. für sich allein. In einigen Gegenden des Westens ist der Fastnachtsmorgen der Tag der Weiberzucht, in anderen wieder, wie namentlich am Rhein, der Donnerstag vor Fastnacht und anderswo erst der Aschermittwoch.

In den Dörfern der Pfalz kommen am Nachmittag des Aschermittwochs die Frauen in einem Gasthause zusammen, laden sich an Kaffee und Wein. Den Männern, die sich hier bilden lassen, werden die Willen gepfändet und nur gegen eine anständige Weispende wieder freigegeben. In mehreren württembergischen Dörfern stand früher sogar den Frauen am Tage der Weiberzucht das Recht zu, auf Kosten der Gemeinde einen Schoppen Wein zu trinken. In der Gifel gewährt die Weiberzucht den Frauen bis in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die unumschränkte Herrschaft, sie zogen in den Gemeindefeldern, füllten dort mit vereinten Kräften den schönsten Baum, den sie sich vorher hatten aussuchen dürfen, verlaufen ihn an Ort und Stelle und veranfahten aus dem Erbbesitz eine solenne Weiberzucht. Die Fortverwaltung sollte schließlich der Ausübung dieses uralten Brauchs ein Ziel.

Auch in Köln kann man noch heute am Donnerstag vor Fastnacht („op Weiberfastelovend“) in verschiedenen Lokalen die Abhaltung der Weiberzucht beobachten. In einigen Dörfern des Unterelsaß dürfen zur Weiberfastnacht, die dort auf den Fastnachtsmorgen fällt, überhaupt nur Frauen das Wirtschaftsbefehl ausüben. Dieser Brauch der Weiberzucht, der früher viel allgemeiner geübt wurde, klingt sehr an die römischen Saturnalien an, das Fest, an dem den Frauen und Sklaven die Vorrrechte der Herren zutamen. Die Weiberzucht in Deutschland ist sicherlich als eine Nachahmung der Saturnalien anzusehen; wir haben es also dort, wo sie uns noch begegnet, mit den letzten Ausläufern eines Jahrtausende alten Brauchs zu tun.

— Ungenuehm. Der kleine Karl: „Papa, mit Kochbars Kindern spiel ich nicht mehr.“

Karl: „Warum denn nicht?“

Karl: „Wenn sie Kaufmann spielen, muß ich den Reisenden machen und mich hinansetzen lassen; spielen sie Redaktion, so soll ich der Dichter sein und Hunger leiden; spielen sie Schulgenossen, so muß ich der Schulgenosse sein. Der kann denn das alles aushalten!“

Weiblich lieb' ich die Frau.

Stimme aus dem „Nepelin“ von Georg Meißner-Heim.

Wir saßen in der Kabine des Zepelintreuzers „Sachsen“ kurze, scharfe Pfeifensignale kündeten den Haltemannschaften: „Im Schritt aus der Halle!“ Langsam glitt der grauweiße Körper aus dem Halbdunfel dem Lichte entgegen, das sonmig draußen auf dem Rasen lag. Ruhig und sanft wie in gut febernden D-Zugwagen ging die Fahrt zum Startplatz, als verließen wir die Halle eines großen Bahnhofes.

Nun waren wir auf dem freien Feld, der Motor der vorderen Gondel sprang an, bedächtig setzten sich die beiden zweiflügeligen Propeller in Bewegung und im Lauffschritt eilten die Mannschaften des Luftschiffertailons an den Halteleuten der linken Seite, an denen der rechten die Matrizen der Marine-Luftschiffabteilung dicht unter unserer Kabine über den Rasen. Ein schriller Pfiff . . . der Kreuzer stand. Ein kurzes Abwiegen . . . Gut ausbalanciert! Nun zwei kurze, alarmierende Klingelzeichen von der Führergondel vorn nach der hinteren. Die beiden Maate griffen in die Hebel der Motore, die im Nu ihren Dampf donnernden Chor anstimmten, während sich der Luftschiff-Koloss zitternd vom Rasen hob. Mit voller Tourenzahl ging's aufwärts.

„Es ist alle in der Kabine erfüllte die Seligkeit der ersten Luftballonfahrt. Trotz des Spätherbstes, der mit einem Schlags in nebelkalte, regenfeuchte Frühwinterstimmung umschlagen konnte, blieben alle Fenster der Kabine weit geöffnet. Jeder wollte in der rechten Erkenntnis der Bedeutung dieser Augenblicke das sich immer weiter breitere Bild da unten unmittelbar erfassen.

Nun lag die Großstadt wohl zweihundert Meter tief zu unserer Füßen und — fessam! — während wir alle ohne Unterschied bisher stumm die Schönheit der Minuten ausgekostet hatten, auf einmal war das Mittelungsbedürfnis da.

„Es ist wohl nicht das erste Mal, gnädiges Fräulein,“ wandte ich mich an mein Gegenüber, „daß Sie diesen Anblick genießen. Wenn ich mich recht besinne . . .“

„Ja, im Frühjahr flogen wir über die Stadt, bei der Ballon-Fuchsjagd, allerdings in gerade entgegengesetzter Richtung,“ fiel mir das junge, in einen herrlichen Blauschwarz gezeichnete Mädchen ins Wort. Mein Gedächtnis hatte mich also nicht im Stich gelassen. Die rasige Erscheinung hatte schon damals Aufsehen erregt — auf dem schlanken Körper, der auf dem ersten Blick die sportliche Übung verriet, ein von schwarzem Haar umringeltes Köpfchen, schön geschwungene rote Lippen und tiefdunkle Augen, die fast zu groß aus dem feingliedrigen Antlitz brannten. Des Haartrages überwändige Fülle hing ihr unterm pelzbermten Barett genau wie heute zum Mozartkopf geschlungen über den Nacken hinab.

Die flüchtige Vorstellung auf dem Ballonflugplatz war mir noch deutlich in Erinnerung. Mit ihrem Bruder, der drüben im Korbsessel an der anderen Seite der Kabine saß, einem Fabrikbesitzer aus der Umgegend, der durch der Eltern Tod frühzeitig zur Leitung des großen Unternehmens gekommen war, verbanden mich ballonportliche Interessen.

„Nebst dem, ich finde eine Freiballonfahrt viel hübscher,“ sagte sie das Gespräch fort. „Das dumpe Brausen der Propeller hört mich. Sie nicht?“

„Gnädiges Fräulein, ich bin heute zum ersten Male frei von irdischen Banden; da nehme ich das gern in Kauf.“

„Ach ja, Sie sind ja der preisgekrönte Automobilist bei Ballonverfolgungen, wie wir mein Bruder erzählt hat. Aber glauben Sie mir, eine Freiballonfahrt ist das Entzückendste, was es gibt. Sehen Sie einmal, diese Auspuffdämpfe von den Motoren, ist das nicht häßlich?“

„Gewiß, und vielleicht auch nicht ungefährlich. Denken Sie an das Unglück unseres zweiten Marine-Luftschiffes in Johanniethal.“

„Ja, es war traurig. Und doch, in Gefahren leben, ich denke es mir herrlich! Die Marine-Offiziere da vorn in der Führergondel, sie haben ihre Kameraden so schnell nacheinander verunglückt — einer von ihnen hat sich bei Delogoland nur durch Schwimmen retten können — und sie lassen sich dennoch nicht abschrecken. Ich beneide sie. Das Abenteuerliche reizt mich. Und darum nehme ich das gern in Kauf.“

„Jetzt verheißt ich Sie, gnädiges Fräulein! Darum haben Sie auch diese Fahrt der „Sachsen“ gewählt, um das Abenteuerliche des Luftschiff-Abfluges mit zu erleben.“

„Jawohl, mein Bruder war für eine Überlandfahrt. Aber das lockt mich nicht. Ich will den Rasen sehen, wie er sich in die Tiefe blickt.“ Der Kreuzer war inzwischen in einem großen Bogen in die Höhe des

Flugplatzes zurückgekehrt. In etwa vierhundert Meter legte er sich mit der Breitseite vor den letzten Südwestwind. Ein Klingelzeichen . . . die Motoren standen. Mit der wohl-tuenden Ruhe einer Freiballonfahrt trieben wir dem Flugplatz entgegen.

„Alle Augen waren auf die Vorbereitungen zu dem Experiment gerichtet, das sich in wenigen Sekunden abspielen sollte. Aus der offenen Tür der Kabine hatte man an dünnem Seil einen zusammengelegten Fallschirm bis hinauf zur Decke an der seitlichen Wand des Ballontörpers gezogen. Und auf dem Boden der Kabine, in der offenen Tür, die Fülle bereits außerhalb, sah der Mann, der nun den Sprung ins Uferlose, ins Ungewisse, in die gähnende Bierbuntermetertiefe wagen wollte. Ein unter den Armen durchgezogener Gurt verband ihn mit dem Strickgewebe des Fallschirms.“

Selbst uns Männern kloste das Herz; das Gesicht des Tollkühnen, dem zwar schon einige Abflüge aus Heißluft-Balonen gegliedert waren, überzog sahle Blässe; es blieb doch immer ein Spiel mit dem Leben. Und in diese Momente höchster Spannung an Bord klang plötzlich die nur mühsam verhallende Stimme des jungen Mädchens an mein Ohr: „Warum zögert er denn! Fürchtet er sich?“

„Es ist ein Absturz auf Leben und Tod, gnädiges Fräulein!“

„Das mußte er vorher wissen!“ Hart klangen die Worte.

Jetzt irrte der Schritt des Kapitäns von der vorderen Gondel her durch den Laufgang. Die beiden Männer wechselten ein paar Worte: „Wie hoch genau, Herr Kapitän?“

„385 Meter!“

„Höher wäre mir lieber!“

„Ich werde Wasserballast geben!“

„Eine halbe Minute danach ergießt sich ein starker Strahl aus dem Wasserfäden des Laufgangs hinab, um in tausend Tropfen zu zerfließen. Der Kreuzer steigt.“

Nun setzt der Wagemutige an, sich hinauszulassen; doch noch einmal zuckt er zurück.

„Das verheißt ich nicht! Der Mann blamiert sich!“ höre ich es neben mir durch die Fäden flüstern.

Blötzlich geht durch die Gestalt des Mannes ein Ruck, nun ein Spannung hinaus, der, Plag vor der Tür hiler, die Wucht des Körpers zerteilt den Bindfaden an der Decke und jählings geht's in die graufolle Tiefe.

„O Gott . . .“ ruft vor mir ein Herr und bedeckt die Augen. Das junge Mädchen aber beugt sich weit aus dem Fenster, daß ich sie am Arm halten muß, und wendet kein Auge von dem Sturz. Wohl fünfzig Meter geht's laufend hinab — dann, ein Knattern aus der Tiefe — der weisse Fallschirm bläht sich im Luftdruck von unten, breitet, immer breiter, pendelt zwar noch beängstigend hin und her, bleibt gleichsam stehen in der Luft, trägt aber schließlich doch den Mann hinab auf den Rasen, wo er, wenn auch ein wenig unsonst, so doch hell landet und aus dem Gurt springt, im Nu umringt von hilfsbereiten Soldaten und Matrosen.

Meine Augen kreuzen sich mit denen meines Gegenübers, die vor Erregung blitzen:

„Herrlich! Wie ein Sieger muß der Mann sich fühlen!“

„Zehnmal glück's, mein gnädiges Fräulein! Beim ersten kann . . .“

„Er gerammt werden, ja! Aber er imponiert mir!“

„Zehn Minuten später zogen uns die Fäuste der blauen Jungen in die Halle; dann gingen die Insassen dieser denkwürdigen Fahrt nach kurzem Abschied auseinander.“

„Ich glaube, meine Schwester wird noch das Fliegen lernen!“ meinte der junge Fabrikbesitzer, als wir den Händedruck wechselten.

„Bei der Begeisterung von heute, sicherlich!“

Zwei Wochen später führte mich der Zufall in der Straßenbahn wieder mit der jungen Dame zusammen. Und wieder sollten wir ein Abenteuer erleben. In einer verkehrreichen Kreuzung fuhr die Droschke einer Droschke, die nicht mehr rechtzeitig gebremst werden konnte, in eine der Fensterscheiben. Das Glas zerbrach, und ein kleiner Splitter bohrte sich durch den Schleier in die linke Wange meiner Nachbarin, nur millimeterweit, aber es blutete.

„O Gott, o Gott, mein Gesicht!“ Und schwer legte sich ihre Wäpfer an meine Seite. Aus der Feuerwehre zum Transport des verletzten Uferdes mußte der Gendarm aus dem Krankenwagen alarmieren; die Ohnmacht war tief.

„Deute zeigt noch ein kleiner Durchzieher in dem hübschen Gesicht von dem Unfall. Doch auch der wird verschwinden. Wie aber klingt es noch manchmal in den Ohren: Das verheißt ich nicht! Der Mann blamiert sich!“ Dann lächelte ich still vor mich hin.

— Ein Sichterheis - Kam-miffarius. Endlos: „Sie können mit unbekanntem Namen verhaftet werden.“

„Ochwerleiber: „Was nicht das alles, so lange die gute Lunte nicht über ist!“

— Ein Sichterheis - Kam-miffarius. Endlos: „Sie können mit unbekanntem Namen verhaftet werden.“

„Ochwerleiber: „Was nicht das alles, so lange die gute Lunte nicht über ist!“

— Ein Sichterheis - Kam-miffarius. Endlos: „Sie können mit unbekanntem Namen verhaftet werden.“

„Ochwerleiber: „Was nicht das alles, so lange die gute Lunte nicht über ist!“

— Ein Sichterheis - Kam-miffarius. Endlos: „Sie können mit unbekanntem Namen verhaftet werden.“

„Ochwerleiber: „Was nicht das alles, so lange die gute Lunte nicht über ist!“

— Ein Sichterheis - Kam-miffarius. Endlos: „Sie können mit unbekanntem Namen verhaftet werden.“

„Ochwerleiber: „Was nicht das alles, so lange die gute Lunte nicht über ist!“

— Ein Sichterheis - Kam-miffarius. Endlos: „Sie können mit unbekanntem Namen verhaftet werden.“

„Ochwerleiber: „Was nicht das alles, so lange die gute Lunte nicht über ist!“